

dtv

Bevor Dmitrij Kapitelman die Idee hat, mit seinem Vater nach Israel zu reisen, waren ihre einzigen gemeinsamen Ausflüge die zum örtlichen Kaufland – das war in den Neunzigerjahren, als sie in einem sächsischen Asylbewohnerheim wohnten und man die Nazis noch an den Glatzen erkannte. Inzwischen verkauft der Vater Pelmeni und Krimsekt in einem Russische-Spezialitäten-Laden und ist in Deutschland so wenig heimisch wie zuvor in der Ukraine. Ein Mann mit übervollem Herzen, der behauptet, an nichts zu glauben. Vielleicht, denkt sein Sohn, findet er ja in Israel eine Heimat – oder ein neues Selbstverständnis in seiner jüdischen Identität. Und was ist mit ihm selbst? Kontingentflüchtling, halber Jude, ukrainischer Pass, in Berlin gelandet. Wohin gehört er eigentlich?

Dmitrij Kapitelman wurde 1986 in Kiew geboren und kam im Alter von acht Jahren mit seiner Familie nach Deutschland. Er studierte Politikwissenschaft und Soziologie an der Universität Leipzig und absolvierte die Deutsche Journalistenschule in München. Derzeit arbeitet er als freier Journalist in Berlin und veröffentlicht Musik unter dem Künstlernamen »Dheema«.

Dmitrij Kapitelman

Das Lächeln
meines unsichtbaren
Vaters

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**



2018 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Lizenzausgabe mit Genehmigung des
Hanser Berlin im Carl Hanser Verlag
© Hanser Berlin im Carl Hanser Verlag München 2016
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,
Stephanie Weischer unter Verwendung eines Fotos
der Agentur Focus/Magnum Photos/Micha Bar-Am
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14618-0

Das Lächeln
meines unsichtbaren Vaters

Mein unsichtbarer Vater und ich

Und plötzlich gibt es keine Frage, die ich meinem Vater dringender stellen möchte. »Papa, warst du eigentlich schon mal in Israel?«

»Nein.«

»Möchtest du denn nach Israel?«

»Ja, das wäre eigentlich gut.«

»Eigentlich gut?«

»Eigentlich gut.«

»Wieso wäre das eigentlich gut?«

»Ich habe dort noch eine Briefmarkensammlung.«

Das Leben meines Vaters ist vom Selbstverständnis geprägt, ein Jude zu sein. So stellt er sich jedenfalls dar. Die entscheidenden Wendungen in seinem Leben führt er darauf zurück. Geht es ihm prächtig, lobt er sein Judenglück. Fängt er sich eine Erkältung ein, beklagt er es. Wenn er Dustin Hoffman als *Rain Man* (einer von Papas Lieblingsfilmen) brillieren sieht, vergisst er nie mit stolztem Grinsen anzumerken, dass Dustin Hoffman *auch* ein Jude sei. Mit dem religiösen Judentum hat er dagegen abgeschlossen. Traditionen befolgt er keine. Schweinefleisch isst Papa am liebsten mit Schweinefleischsoße. Allerdings soll sein Begräbnis auf einem jüdischen Friedhof stattfinden.

Was genau es also für meinen nichtreligiösen Vater bedeutet, Jude zu sein, das blieb für mich bis heute unsichtbar.

Die Wahrheit ist: Mein Vater, Leonid Kapitelman, ist unsichtbar. Und deshalb möchte ich nach Israel mit ihm. Weil ich die Vorstellung habe, dass er sich in Israel offenbart.

Und anscheinend hat er dort sogar Besitztümer.

»Eine Briefmarkensammlung?«

»Eine Briefmarkensammlung. Ich habe sie 1993 weggegeben.«

»Es wäre also eigentlich gut, Israel zu besuchen, weil du dort noch eine Briefmarkensammlung hast?«

»Ja.«

»Gibt es denn sonst noch Gründe?«

Mein Vater überlegt.

»Ein Teeservice mit Rubinen habe ich auch noch in Israel.«

»Ein Teeservice mit Rubinen?«

»Es ist ein sehr schönes Service.«

»Ein Teeservice mit Rubinen und eine Briefmarkensammlung. Sonst gibt es keinen Grund für dich, nach Israel zu fahren?«

»Und weil es gut ist, sich mit vielen Juden zu umgeben.«

Zu dem »gut« muss angemerkt werden, dass Papa das Wort *polesna* verwendet. Wir sprechen russisch miteinander. Die direkte Übersetzung von *polesna* wäre »heilsam«. Oder »wohltuend«. Es ist also gut/heilsam/wohltuend, sich mit Juden zu umgeben.

»Und wir könnten meine Freunde besuchen. Ich habe sehr viele Freunde in Israel. Sie sind damals aus der Ukraine nach Israel ausgewandert. Ich würde sie sehr gern wiedersehen.«

Beinahe wären wir damals auch nach Israel ausgewandert. Die Visa waren schon bewilligt, die Koffer gepackt. Doch dann kam Deutschland. Die Einreisegenehmigung in die BRD erhielt unsere Familie wiederum nur, weil mein Vater als Jude galt. Wir waren willkommene Wiedergutmachungsjuden. Das war 1994, seitdem sind wir hier, dennoch hat Papa Deutschland nie als neue Heimat akzeptiert. Ich glaube, weil er diesem Land den Holocaust nicht verzeihen hat. Das sagt er so nicht. Aber

wenn ich es ausspreche, verneint er es auch nicht. Oder begnügt sich mit einem säuerlichen »Na ja, das stimmt so nicht unbedingt«. So als würde er versuchen zu versichern, dass ihm das versalzene Essen schmeckt. Während er Löffel um Löffel unter dem Tisch auskippt. Angenommen, ich irre mich und mein Vater hat Deutschland den Holocaust tatsächlich vergeben – vergessen, wie Menschen mit einem Stern unsichtbar gemacht wurden, hat er ganz gewiss nicht. Doch manchmal gibt es Momente, in denen er ganz frei von allem zu sein scheint. Dann erlebe ich plötzlich einen überschwänglichen, irgendwie sozial euphorischen Vater, der jeden Menschen für seinen Freund hält. Aber diese Momente sind sehr selten geworden.

Ich betrachte Papa, wie er hinter der Würsttheke seines Russische-Spezialitäten-Geschäftes in Leipzig steht und etwas ungeschickt in eine Krakauer beißt, so dass sie ihm fast aus dem Kürbiskernbrötchen plumpst. Grau, beim Kauen krümelnd, unkonzentriert, so steht er vor mir, eingetönt in das teilnahmslose Surren der Kühltruhen. Käufer sind gerade keine zugegen, und ohne Kundschaft wirkt Papas »Magazin« zurückgelassen. So ähnlich wie er selbst in Deutschland.

In der Ukraine war das anders, glaube ich. Ja, er hat dieses Land gehasst, weil es ihn wie schon seine Vorfahren schlecht behandelt hat. Es war sein Zuhause, aber keine Heimat. Die akademische Karriere als Mathematiker blieb ihm dort verwehrt, weil das Sowjetsystem keine Juden an der Spitze sehen wollte. Aber soweit ich mich erinnern kann, lebte mein Vater in Kiew ein selbstbestimmteres und erfüllteres Leben. Er winkte Taxis mit Dollarnoten herbei. (Ein Mann mit einem Dollarbündel in der Hand war im Kiew der frühen neunziger Jahre quasi unübersehbar. Aber Papa und die Dollars, das ist noch mal eine eigene Geschichte.) Er zog mit meiner schö-

nen moldawischen Mutter durch die Theater, Restaurants und Kinos der Stadt. Einmal sah ich ihn auf dem größten *rinak* der Stadt um ein Kilo *salo* feilschen. Mit kritischer Miene zutschte Papa am Probefetzen Speck und wechselte dann aus dem Russischen, das wir im östlichen Teil Kiews sprachen, ins Ukrainische, die Sprache der einfachen Händler. Um sie wissen zu lassen, dass ihr Fleisch die fünftausend Griwna nicht wert war, die sie dafür verlangten. Die Händler verzogen ihre goldenen Plombengebisse, klammerten sich hilflos an ihre Metzgermesser und jaulten »*Batjko, paimij sche sirdze*« (Väterchen, hab doch ein Herz). Aber Papa erhandelte unbeirrt seinen Wunschpreis. Das beeindruckte mich sehr.

Wenn meine Eltern Freunde einluden, riss Papa Witz um Witz und genoss es sichtlich, im Mittelpunkt zu stehen. Nicht immer verstand ich seine doppelsinnigen Pointen, aber ich sah, dass alle über sie lachten, und war sehr stolz auf Papa. Mit großem Vergnügen schaute ich in die Gesichter unserer Gäste, die meinen Vater erwartungsfroh, gütig und voller Achtung anstarrten. Und in sein glückliches Gesicht schaute ich, aus dem silbergrüne Augen funkelten, unter seinen lustigen schwarzen Locken, in die ich immer greifen und in denen ich wuscheln wollte. Ich war sieben Jahre alt und wusste nicht, dass es so etwas wie unsichtbare Väter gibt.

In Deutschland geht Papa nicht mal an Silvester vor die Tür. Und wenn doch, dann ist er eigentlich fortwährend damit befasst, die Verpackungen der Raketen aufzusammeln, die meine Mutter zigarettenrauchend abfeuert. Wohlgermerkt vor dem eigenen Haus, damit die Tür, vor die er getreten ist, nicht zu weit aus dem Sichtfeld gerät und der Fluchtweg nicht zu lang wird. Gebückt und mit einem undefinierbaren Grinsen hastet er mit seinem Abfallbeutel von Häufchen zu Häufchen. Die Augen starr auf den Boden geheftet, blind für die Farbströme,

die sich ekstatisch am Himmel ergießen. Sein Leben spielt sich ab zwischen dem Magazin und der Wohnung, im Herbst geht er im Wald Pilze suchen – dort, wo ihn auch keiner sieht. Und seit er weiß, dass jeden Montag Legida gegen alles demonstriert, was nicht nach Sauerkraut riecht, meidet er auch die Innenstadt. Warum dieser Rückzug ins Kleine und Enge? Woher all die Verstörtheit, der Kleinmut?

Der von mir meistgeliebte Mensch ist ein Enigma. Es ist sehr schwer, einem Enigma wirklich nahezukommen. Vielleicht ist mein Vater einfach ein irreführender und widersprüchlicher Charakter, der auch unter anderen Umständen nirgends dazugehören würde. Oder er ist unsichtbar geworden, weil das Leben als Jude in der Ukraine und im Ostdeutschland der Neonazis ganz viel von ihm ausgelöscht hat. Ich weiß es nicht. Ich hege lediglich Vermutungen. Ist mein Vater so, wie er ist, weil er ein Jude ist? Oder hält ihn diese Selbstdefinition davon ab, der übersprudelnd warmherzige Allerweltsfreund zu sein, der er eigentlich gern wäre?

Deshalb Israel. Ich sehne mich nach einem unverstellten Blick auf meinen unsichtbaren Vater und hoffe, ihn dort zu bekommen. Und es eilt. Papa verträgt schon die deutsche Hitze schlecht, wogegen er Blutdruck senkende Tabletten einnimmt. Wie soll es erst mit der nahöstlichen Sonne werden? Ich unterschreibe bald vielleicht einen richtigen Redakteursvertrag. Mit festen Bürozeiten und der ganzen reiseverderbenden Pest. Vielleicht bleibt mir nicht mehr viel Zeit, um meinen unsichtbaren Vater zu Gesicht zu bekommen.

Ich freue mich, dass er die Idee »eigentlich gut« findet, auch wenn ich weiß, dass weder das Teeservice noch die Briefmarkensammlung ausschlaggebend dafür sind. Aber was dann? Wie wird Leonid Kapitelman wohl reagieren, wenn er vor der Klagemauer steht? Wenn er weinen darf? Weinen über die

Ukraine, die er dafür hasst, dass er sie nie lieben durfte. Weil sie von ihm nicht geliebt werden wollte. In der er aber dennoch zwei Drittel seines Lebens verbrachte. In deren Dnjepr er so viele Sommer badete. Auf deren Hinterhof-Märkten er verbotene ausländische Briefmarken verhökerte, bis sein Vater, David Kapitelman, sie fand – Papa versteckte die heiße Ware ausgerechnet im Parteibuch der Kommunisten – und konfiszierte. Und weinen über Deutschland, das er nie verstanden hat und das ihn vielleicht nie verstehen wird. Deutschland, wo er aufgehört hat, im Sommer zu baden oder mit meiner Mutter ins Kino zu gehen, und wo er den wilden *rinak* gegen das öde Kaufland eintauschte. Weinen über das Deutschland, das er nicht lieben will. Und dem auch relativ egal ist, ob Leonid Kapitelman noch auf die Idee kommt, es zu lieben.

Jetzt rede ich hier die ganze Zeit über Unsichtbarkeit und stelle mich selbst nicht mal vor. Verzeihung. Mein Name ist Dmitrij Kapitelman. Oder einfach Dima. Ich nehme an, Sie haben bereits bemerkt, dass ich eine besondere Beziehung zu meinem Vater hege. Zu meiner Mutter, Vera Romashkan, übrigens auch. Wir lieben uns bedingungslos, allerdings ist diese bedingungslose Liebe an viele Bedingungen geknüpft. Meine Mutter ist keine Jüdin. Sie wurde im moldawischen Saroki geboren und verheiratete sich irgendwann nach Kiew. Nach religiöser Auslegung bin ich also kein richtiger Jude, nur ein halber, eine Art Mängel Exemplar. Denn die Konzession, sich als Jude zu bezeichnen, wird nach mütterlichen Lieferteilen erteilt. Eine Humaninventur-Methodik, die meine Mutter als akkurat akzeptiert: »Du bist ein Halbblüter, Söhnchen. Allerdings muss man meine fünfzig Prozent genau genommen noch mal in verschiedene Bestandteile splitten. Die jüdische Hälfte ist also das Klarste, was du hast.« Ausschließlich väterlicherseits Jude

zu sein ist wie eine exklusive und lebenslange Mitgliedschaft in einem Schwimmbad, dessen Becken nie mit Wasser gefüllt ist. Jeden Sommer muss man sich das unsichtbare Wasser denken, was ebenso zermürend wie unbefriedigend ist. Deshalb beschließe ich in regelmäßigen Abständen, keine Überlegungen mehr über mein jüdisches Erbe anzustellen. Es gibt so viele interessantere Fragen als die eigene Abstammung. Warum habe ich meine Packung Biokiwis nicht gegessen? Und warum wusste ich schon an der Kasse, dass ich sie nicht essen würde? Bin ich eine aufrichtige Person? Wieso bin ich so schwerfällig beim Verlieben? Was ist meine Politik gegenüber Geld? Warum mögen mich Katzen? So Kram.

Jeder Mensch entscheidet selbst darüber, was er sieht, wenn er in den Spiegel schaut. Das habe ich gelernt in meinen achtundzwanzig Jahren. Ich glaube weder an Gott noch an genetischen Determinismus. Erst recht nicht an den ganzen politischen Gruppenschwachsinn, der aus beidem gestrickt wird. Ich habe das Recht, in diesem Land als Erster auf Partys zu tanzen, auf Mannschaftsbildern der Kreuzberg Tigers aufzutau-chen und Legida-Idioten »HAUT AB!« entgegenzubrüllen. Bei der letzten Demo entwarf ich sogar einen eigenen Schlachtruf und brüllte den besorgten Bekloppten entgegen: »Ver-saaaa-ger! Ver-saaaa-ger!« Sorry, aber jeder, der Flüchtlinge beneidet, muss ein Versager sein. Die anderen Gegendemonstranten fanden das witzig und stiegen mit ein. Das Wort *zugehörig* schreibe ich grundsätzlich lieber so: *zu gehörig*. Ich bin politisch gebildet, unabhängig und selbstbestimmt. Zugegeben: auch sehr verloren und alleingelassen manchmal. Dann fürchte ich, dass ich nicht mal ein halber Unsichtbarer bin, sondern einfach jemand ohne Gestalt. Nicht wissend, wer ich bin, und nirgendwo zu Hause. Schlimmer noch: Nicht wissend, wer oder wo ich gern wäre. Nur gewiss, einen irreparablen Makel in mir

zu tragen. Dann tagt mein Inneres Gericht und beschließt:
»Falschjude Dmitrij K., eigentlich mit allem und mehr ausgestattet, um glücklich zu sein, wird aufgrund von Eigenverschulden zu einem kläglichen Leben ohne Selbstverständnis verurteilt!«

Papa und ich, wir fahren nach Israel. Ja, und bei dieser Reise geht es auch um mich, um mein unsichtbares Ich.

Sabbathhühnchen zum Sonderpreis

Mein Vater und ich sind nie zu zweit verreist, es sei denn, man zählt unsere wöchentlichen Vater-Sohn-Expeditionen vom Asylheim Meerane zum örtlichen Kaufland. Das war im ersten Jahr nach unserer Ausreise, als Mutter wochenlang bei meiner Schwester Tonja im Krankenhaus war; Tonja war kurz nach unserer Ankunft krank geworden. So kam es, dass Papa und ich plötzlich zu zweit in einer sächsischen Kleinstadt lebten und jeden Samstag reduzierten Apfelsaft, reduzierte Geflügelwurst und reduzierte Cini Minis einkaufen gingen. Zuweilen auch preisgesenktes Hühnchen und Nudeln im Vorteilspack, wichtig war Papa vor allem, dass es Sonderangebote waren. Das ist ihm heute noch wichtig. Was kein rotes Schild trug, wurde nicht Teil unseres Besitzes. In gewisser Weise hatte sich Deutschland mit unserer überdurchschnittlich jüdischen Familie die neuen Rothschilds ins Land geholt.

Wir gingen immer zu Fuß, allein der Hinweg beanspruchte eine Stunde. Jeden Sabbat die gleiche Route, die gleichen Sonderangebote, dennoch habe ich unsere Prozession ins Land des Kaufes nie als lästige Nahrungsbeschaffung empfunden. Auch nicht den Rückweg, wenn die Rothschilds ihre Besitztümer keuchend den Berg hoch zum Asylheim schleppten. Denn nur ein Idiot kauft nur *ein* Schnäppchenhuhn. Es mussten immer gleich drei sein – mindestens. Was, wenn das Angebot nie wieder kommt? Nein, lieber gleich vier Packungen. Dass der Jüngste Tag, an dem die Fundgruben austrocknen und die Preise zu Stein erstarren, nie kam und die Hühnchen jeden

Samstag aufs Neue schlagartig an Wert einbüßten – dieser Zufall beeindruckte meinen Vater nur wenig.

Ich war damals acht Jahre alt und liebte unsere gemeinsamen Ausflüge. Papa ließ mich immer spüren, wie gern er mit mir durch diese für uns neuen Straßen in dieser für uns neuen Welt ging. Meerane war ganz anders als Kiew – statt über breite, blinkende und menschenüberflutete Alleen liefen wir plötzlich an Teichen mit Schwänen und einem Schloss vorbei. Statt in einem roten Ziegelsteinhaus lebten wir von einem Tag auf den anderen in einem weißblauen Baucontainer. Am meisten verwirrten mich die sogenannten Autohäuser. Mein neuer Kumpel Arthur, der schon zwei Monate länger im Heim wohnte und etwas Deutsch sprach, erklärte mir, dass diese Orte, wo Autos sinnlos herumstanden, Autohäuser hießen. Wozu brauchten Autos denn Häuser? Sie waren ja nicht mal im Haus, sie standen draußen rum. Und warum waren die Autos in Deutschland so furchtbar teuer? In Kiew musste Papa nur etwas Geld in die Luft halten, und schon hatten wir ein Auto. Hier standen die Taxis tatenlos nebeneinander aufgereiht, mit einem Preisschild hinter der Windschutzscheibe. Dreitausend, fünftausend, zwölftausend Deutschmark – wer zahlt denn so viel Geld, um einmal Auto zu fahren? Nein, das ergab alles keinen Sinn. Beim besten Willen nicht.

Papa nahm mich bei unseren Spaziergängen an die Hand und erklärte mir, weshalb meine Zukunft sich durch unseren Umzug nach Deutschland verbessert hatte. Und warum drei Packungen Milch für je sechzig Pfennig das bessere Geschäft sind als zwei Packungen Milch für insgesamt eins fünfzig – obwohl man dreißig Cent mehr ausgibt. Seine Lehren variierten, je nachdem, ob er gerade das Leben als solches oder das Tagesangebot bei Kaufland bewertete.

Und auf die Gefahr hin, präventiv zu klingen: Ich bin über-

zeugt davon, dass mein Vater und ich den Gang zum Kaufland in Meeranes Kontingentflüchtlingsgemeinde erst salonfähig gemacht haben. Penny war viel näher, Norma auch, und Lidl grenzte fast lächerlich praktisch ans Heim. Dennoch kopierten immer mehr Bewohner das Kapitelman'sche Wirtschaftsmodell und nahmen den längeren Weg auf sich.

Leonid Kapitelman ist studierter Mathematiker. Ich habe nie einen Menschen erlebt, bei dem der Glaube an Genauigkeit und die Unfehlbarkeit von Zahlen so friedlich mit heillosem Pragmatismus und Nachlässigkeit vermählt sind wie bei meinem Vater. Sich zweimal zu verrechnen, das ist in seinen Augen dramatisch. Zwei Tage lang in einer verkehrt herum angezogenen Hose durch die Gegend zu laufen – das ist ein »kleines Versäumnis«. Sollte Papa nicht glauben, dass sich das Leben durch Zahlen erschöpfend erklären lässt, so ist er zumindest überzeugt, dass sie es am besten beschreiben. Vielleicht kommt daher auch seine Ablehnung der Religion, deren Auswirkungen auf selbiges nicht messbar sind.

Gut möglich, dass meine Eltern sich in letzter Sekunde für Deutschland statt Israel entschieden haben, weil auch das Visum für die BRD wie ein einmaliges Sonderangebot daherkam. Israel, das war auf jeden Fall vorrätig. Das war sicher. So sicher, dass mein Vater es dreimal »versäumte«, die Papiere für die Ausreise in der israelischen Botschaft in Kiew abzuholen. Obwohl seine mathematische Akribie normalerweise keine überflüssig ausgegebene Griwna zuließ. Nicht unbedingt aus Geiz, vielmehr aus Abscheu vor einer nicht hinreichend kalkulierten Handlung. Wie plausibel ist es, dass ausgerechnet dieser Mann es dreimal »versäumt«, die Zukunft seiner Familie in die Hand zu nehmen? Wollte er im Grunde seines Herzens gar nicht in Israel leben? Oder spekulierte er nur auf ein besseres Angebot?

Weil die akademische Karriere politisch blockiert blieb, arbeitete Papa als Planungsingenieur für das ukrainische Bauministerium. Dort lernte er auch Marik Rewsin, seinen besten Freund, kennen. Aber von Marik möchte ich etwas später erzählen. Er ist einer der Gründe, warum Papa mit mir nach Israel kommt.

Ausgerechnet mein Vater also, der das Sowjetsystem hasste, während das System ihm nicht einmal gönnte, ihn persönlich zurückzuhassen, sondern ihn lediglich als Bestandteil einer ethnisch-religiösen Minderheit diffamierte, sollte dabei helfen, den Sozialismus aufzubauen. Nicht ideologisch, ganz praktisch. Indem Leonid Kapitelman das tat, was er am besten beherrscht: rechnen. Indem er kalkulierte, wie viele Granitplatten, Kabeldrähte und Glasscheiben man benötigte, um etwa ein neues Verwaltungsgebäude zu errichten.

Das Einzige, was Papa am Sowjetsystem schätzte, war dessen Schwäche. Die tausend Möglichkeiten, den blinden Riesen zu sabotieren. Die allgegenwärtige ökonomische Dysfunktionalität erlaubte ihm zu »spekulieren«. So nennt Papa es, wenn man mit Briefmarken handelt, Münzen verhökert oder gefälschte Straßenbahntickets in Umlauf bringt.

»Auf Arbeit zahlten sie mir fünfunddreißig Rubel am Tag. Mit meinen eigenen Geschäften habe ich nebenbei täglich hundertfünfzig verdient. Kapitelman hatte immer Geldvorräte.« Nach sechzehn Dienstjahren hörte er auf, als Ingenieur zu arbeiten. Papa begründet diese Entscheidung bis heute damit, dass er von den Bildschirmen im Büro Augenprobleme bekam. Das ist bestimmt wahr. Ebenso wie seine Feststellung, dass es sinnlos war, für wenig Geld arbeiten zu gehen, wenn man für mehr »spekulieren« konnte. Sein Systemhass hatte letztlich wohl nichts mit der Kündigung zu tun. Der war einfach da, so wie Regen einfach da ist. Wegen Regen kündigt man nicht.

Gemäß seiner ökonomischen Theorie suchte sich Papa in der Folge einen noch blinderen Riesen und begann nach China zu fliegen. Um dann den chronisch unterversorgten Ukrainern alles Mögliche von Batterien bis Angorapullovers zu verhöckern. Wenn Papa aus Peking zurückkam, glich unsere Zweiraumwohnung einem chinesischen Lagerhaus. Dann besuchten uns Menschen mit großen Taschen, die Waren verschwanden, Dollar blieben. Papa hatte sich mit eigenen Händen ein prosperierendes Schlupfloch gebuddelt und war, glaube ich, sehr zufrieden mit sich in dieser Zeit. Ahnte aber vermutlich, dass dieses Modell nicht auf Ewigkeit funktionieren würde. Hyperlegal war es jedenfalls nicht. Deshalb nahm mich Papa immer wieder sehr ernst beiseite (so mochte ich ihn am allerwenigsten) und mahnte, dass ich niemandem von China und besonders nicht von unseren Umzugsplänen nach Israel erzählen dürfe. Nicht mal Kostja und auch nicht Rostik. Kostja und Rostik waren meine Freunde, und ich konnte ihnen nichts sagen, obwohl Kostjas Eltern dann noch vor uns mit ihm nach Kanada abgehauen sind. So dass ich gar nicht in Versuchung kam, ihm gegenüber mein Schweigegelübde zu brechen.

Mit Rostik war es schwieriger.

Rostik wohnte in der Wohnung gegenüber, und es gab kaum einen Tag, an dem wir nicht im Hof zusammen gespielt haben. Manchmal brachte uns seine Mutter Natascha mit Zucker bestreute Brote. Irgendwann ging Rostik in den Kindergarten. Ich nicht. Weil Papa den ukrainischen Kindergärten misstraute. Ich hörte ihn sagen, dass mit dem ukrainischen Kindergarten die gesellschaftliche Tortur für jüdische Kinder beginne. Also schlich ich tagelang gelangweilt umher und wartete vor dem Zaun des Kindergartens auf Rostik, damit wir endlich spielen konnten.

Am großen Tag unseres Umzugs sah ich nicht ein, warum ich fahren sollte, ohne mich von Rostik verabschiedet zu haben. Als meine Eltern die letzten Koffer ins Taxi luden, nahm ich Rostik, der alles still und mit blassem Gesicht beobachtete, in den Arm und sprach weltmännisch: »Komm, mein lieber Rostik, wir machen noch einen letzten Spaziergang durch den Hof.« Also liefen wir gemeinsam zu unserem grünen Lieblingsklettergerüst. Als ich zurückkam, riss mich Papa wütend zur Seite: »Dima, ich habe dir doch gesagt, dass du niemandem etwas verraten darfst! Warum erzählst du Rostik, dass wir nach Deutschland fahren?« Ich entschuldigte mich bei Papa, und wir sind mit all unseren Sachen zum Busbahnhof aufgebrochen. Am liebsten würde ich mich noch heute bei Rostik dafür entschuldigen, dass ich ihm nicht viel früher gestanden habe, dass ich bald verschwinden und wir uns niemals wiedersehen würden. In solchen Momenten tut es mir besonders weh, nirgendwo richtig dazuzugehören und keinen einzigen Kindheitsfreund zu haben. Ebenso wie ich mir wünsche, dass wir nie aus der Ukraine weggezogen wären. Ich habe dich nicht vergessen, Rostik. Du mich wahrscheinlich schon.

Recht wahrscheinlich ist auch, dass Deutschland zu Beginn der neunziger Jahre so großzügig mit Einreisegenehmigungen für osteuropäische Juden um sich warf, weil sie durch den Zerfall der Sowjetunion so erschwinglich und massenhaft verfügbar waren wie lange nicht mehr. Und das deutsche Semitensortiment war bekanntlich knapp. »Kontingentsflüchtlinge« – mit dieser Artikelbezeichnung machte der ethnopolitische Unternehmer Deutschland eine neue Warengruppe auf. Mein Vater ergatterte sein Existenzschnäppchen, die BRD bekam Rabatte auf ihre Vergangenheit.

Im Bundestag sprach man damals von »historischer Verantwortung« und der Pflicht, den vom neu aufkeimenden Anti-